

(Nachdruck verboten.)

8) Der Einzige und seine Liebe.

Von Timm Kröger.

„Und wenn's noch einen Zweck hätte!“ fügte Jochen hinzu. „Aber bei Dir ist doch Hopfen und Malz verloren.“ Meister Garder sagte gar nichts; er fühlte, daß Jochen Riese recht hatte.

„Wie konntest Du auch so unsinnige Geschäfte machen?“ fing Jochen wieder an. „Weiß Gott, ich habe Dir geraten, als wäre ich Dein leiblicher Vater. Und solange Du mit mir gingst, war's gut; Du verdienst Geld, und die Sache machte sich. Dann, ja dann wolltest Du selbst der Kluge sein und hast Dich denn auch hineinlegen lassen, daß es man so raucht. Nun denn sieh auch zu, wie Du herauskommst!“

Jochen hatte vergessen, daß Garder sich erst auf seinen Rat selbständig gemacht hatte.

„Jochen!“ bat Garder wieder — „nur dies eine Mal noch. Ich sehe es ein, ich war nicht klug, aber es wird anders werden, Jochen!“

„Riese ist mein Name!“ unterbrach ihn hart und herrisch sein väterlicher Berater, der Mann mit dem feinen Ehrgefühl.

„Also Riese — Herr Riese, wenn Du's lieber willst. Ich falle Dir zu Füßen, ich knie vor Dir.“

Er tat es wirklich.

Jochen aber stellte sich ans Fenster und fing an zu pfeifen. Er pfiß seine Lieblingsmelodie: Muß ich denn, muß ich denn zum Städtlein hinaus . . . unterbrach sich aber und kehrte rasch um. „Niders,“ sagte er, „Du machst Dich zum Narren und außerdem sandig. So was verfangt bei mir nicht.“

„Jochen,“ redete Garder Niders ihn noch einmal verbotenerweise an, „hab Mitleid mit mir, und wenn nicht mit mir, so doch mit meiner Tochter! Das Kind vergeht.“ „Se übersteit das ni,“ drückte Garder sich aus.

„So, so,“ murkte Jochen und sah befriedigt drein — „Fräulein Tochter kommt es hart an!“

Er lächelte so fein, wie er konnte, und flötete sein „Muß ich denn“ so leise, wie er vermochte. Dann machte er ein ernstes Gesicht und setzte sich breit in seinen Stuhl. Seinem Freund hatte er keinen angeboten, der stand, wie sich's für einen Wittsteller schickt, am Schreibtisch, die Mühe in der Hand. Nun sah man erst, wie häßlich der Holzhändler eigentlich war. In diesem Augenblick waren seine Haare gar nicht blond, sondern rot.

Jochen Riese sann nach. Erst lagen die Augen glanzlos in ihren Höhlen, sie waren nach innen gerichtet und befehen die Seele, die ihr Eigner hatte. Dann schlossen sie sich ganz. Riese wurde nach außen ganz blind, um seine Pläne um so deutlicher zu prüfen. Er fing an zu lächeln und mit den Fingern auf die Tischplatte zu trommeln.

„Die Katrien ist also traurig,“ sagte der blinde Jochen. Meister Garder weinte selbst, als er antwortete: „Sie weint Tag und Nacht.“

Nun öffnete Jochen die Lider, er hatte wieder Augen. „Nun, vielleicht gibt es noch ein Mittel,“ sagte er groß und gemessen. „Ich unterschreibe das Ding nicht nur, sondern löse es auch ein, ohne Ersatz zu beanspruchen.“

„Jochen, Du wolltest . . .“

Ein Hoffnungstrahl, an den Garder vorläufig selbst noch nicht glaubte, fiel in seine Seele.

„Ja, ich wollte, aber ich stelle meine Bedingungen.“

Erstens: Du holst sofort Deine Tochter . . .
Zweitens: Deine Tochter bittet mich, sie zu heiraten und erludt mich, „liebes Tinschen“ zu ihr zu sagen.
Drittens: sie sagt „mein lieber Jochen“ zu mir und erklärt mich für den besten Menschen auf der Welt, der es mit allen gut meint. Viertens erklärt sie, daß sie mich liebt, und zwar aus dem Grunde ihres Herzens und mit reiner, aufrichtiger Liebe. Und zum Schluß umarmt sie mich und küßt mich. Und dann . . . nun, wenn das alles geschehen ist, . . . dann unterschreibe ich den Wechsel, und das andere, was ich versprochen habe, gebe ich schriftlich.“

„Aber Jochen . . .“

„Was ist?“ fragte dieser.

„Das tut Katrien nicht.“

„Dann ist Katrien ein undankbares Mädchen und eine lieblose Tochter, dann unterschreibe ich auch den Wechsel nicht.“ „Das ist ja ganz unnatürlich und unmenschlich,“ eiferte der Alte.

„Ich bin nun mal für das Unnatürliche und Unmenschliche.“

Ein Arbeiter trat ein.

„Ja, ja,“ rief Jochen ihm entgegen, „geh nur, ich komm.“

„Du mußt mich wirklich entschuldigen,“ wandte er sich an Garder. „Ich geh jetzt. Ich hab Geschäfte. Du kennst ja meine Meinung, und nach der Kontoruhr kannst Du Deine Mühe einstellen. Also nach einer Stunde.“

Als der Alte das Zimmer verlassen hatte, rief Jochen den Arbeiter zurück. „Wir wollen es jetzt lassen, Krißhan,“ sagte Jochen. „Heute nachmittag ist auch noch früh genug. Ich komme heut nachmittag.“

Krißhan verschwand durch die Tür nach dem Schneiderraum. Um ihn kümmerte sich Jochen nicht. Jochen verfolgte durch das Fenster den langsam über den Hof gehenden Garder. Dann trat er zurück, warf die Arme in die Luft und lachte laut auf, aber nicht aus dem Kehlkopf, sondern aus voller Brust. „Die soll mir schon kommen! Endlich, endlich!“

„Ich will sie feierlich empfangen. Ich habe in der Stadt mal ein Theaterstück angesehen, da stand der Mann, der alle zunichte macht, — unter Palmen. Palmen habe ich nicht, aber Blumentöpfe, die habe ich. Das gibt auch schon was her.“

„Rene! Heinrich!“ rief er durchs Haus.

„Was? . . . Hier!“ . . . antwortete es mit weiblicher Stimme rechts, mit männlicher links.

In seiner Wohnstube ließ Joachim Riese alle Blumentöpfe des Hauses zusammentragen und auf Reolen amphitheatralisch aufbauen. Dem großen Spiegel gegenüber richtete er seinen die Vorbeeren vertretenden Blumenhain her. Unter diesen eingebildeten Vorbeeren wollte er Braut und Brautvater empfangen.

Mit gravitätischer Miene setzte er sich hinein und wartete auf Katriens Liebeserklärung.

Er wartete eine Stunde . . . Katrien kam nicht. . . Er wartete noch eine in seinem Blumenhain . . . und die nicht kamen, waren Garder und Katrien.

Da gab er Befehl, den Blumenhain wieder wegzutragen.

„Berrücktheit!“ sagte Rene. „Blödsinn!“ drückte sich Heinrich aus . . . und ging, als der Blumenhain weg war, in seine Kammer, schlug den Deckel seiner Truhe zurück und die Stühlade darin auf. Er entnahm ihr einen Brief, erbrach ihn und las.

„Der Schneider sehnt sich . . . der Schneider weiß nicht, weshalb Katrien nichts von sich hören läßt, er will zurückkehren. Das ist nun schon der dritte,“ murmelte der getreue Heinrich. „Jochen Riese muß nun bald machen, sonst geht's, weiß Gott, noch schief.“

11.

Garder und sein Gewissen.

Meister Garder ging also nicht in den Blumenhain. Meister Garder machte sich am anderen Tage auf zur Stadt. Ein auf Jochens Namen ausgefülltes Wechselformular hatte er in der Tasche. Noch war es nichts mehr und nichts weniger, als ein im Kontor zustande gekommenes Uebungsblatt. Er hatte es eingesteckt, er wußte selbst nicht weshalb.

„Wenn ich es nun täte, wenn ich es nun täte,“ sagte er für sich. „Wäre es ein Unrecht? Nein, es wäre kein Unrecht. Nach drei Monaten kommts zum Zahlen. Dann hab ich meine Sachen in der Reihe. Es trägt kein Hund und kein Hahn danach. Da ist kein Unrecht bei.“

Die ganze Nacht hatte er gerechnet, sein Simmen zerföhnen und dadurch um alles Unterscheidungsvermögen für böse und gut gebracht. Er hatte herausgerechnet, daß sich alles ebenen lasse, wenn nur der Wechsel verlängert werde.

Das war aber notwendig, sonst war er verloren. Seiner Tochter hatte er weder von dem wunderlichen Ansinnen ihres Diebhabers gesagt, noch von dieser Reise. Sie sah zu scharf, sie hätte sicher durch seine Tade hindurch den Wechsel, auf dem Joachim Riese so groß quer herübergeschrieben war, gesehen. Nein, die Sache wollte er allein abmachen, und dann wollte er sehen, seine Ausstände einzubekommen und alles in Ordnung bringen.

Bis zum Kobistrug, der eine halbe Stunde vom Ort entfernt liegt, führt ein düsterer Weg zwischen Waldgehögen durch, und fünf Minuten vor dem Wirtshaus liegt, so recht in der Einsamkeit, eine kleine Mooskate.

Hier hatte Peter Rant, der falsche Papiere gemacht und nun saß, gewohnt. Dessen Frau rief Garder Riders an und bat ihn, sich nach ihrem Manne umzuhören.

Das traf ihn wie Donnerschlag. War das eine Warnung des Himmels? War er im Begriff, sich zum Schuld- und Schicksalsgenossen von Peter zu machen? Aber lange ertrug sein Wille, der sich in der Erreichung seines Zielles gehemmt sah, diese Störung nicht. Nein, mit Peter Rant hatte er nichts zu tun. Mit Peter war das eine ganz andere Sache. Der hatte Hans Sollers Namen unter einen Bürgschaftsschein geschrieben, ohne dazu ein Recht gehabt zu haben. Denn Hans Soller hatte beschworen, daß er dem Peter nichts versprochen habe, wenn Peter auch bei seiner Behauptung geblieben war. Aber er und Jochen! Wie oft hatte Jochen Riese ihm gesagt, ihn nicht im Stiche zu lassen und Wechsel zu verlängern, wenn es mal mit Geld nicht passe. Einmal, zweimal, dreimal hatte er es denn auch getan. Nun wollte er es nicht mehr. War das nicht himmelschreiendes Unrecht? Wer konnte ihm verdenken, daß er jetzt selbst den Namen schrieb, den Jochen Riese zu schreiben verpflichtet war? War das Unrecht? Nein, das war kein bißchen Unrecht.

Das Bankgebäude hatte ein hoch gerecktes, rotes Ziegeldach. Mit seinem grauen Zementputz sah es solide und einfach und wahr aus. Zu dem Haupteingang führten schwere Steinstufen. Vor der Haustür lagen Granitblöcke, schwer und massig, wie das Gewissen nach begangener Tat.

Kurz vor Mittag trottete Garder Riders die Stufen hinauf. Er war von unansehnlicher Figur, ein kleiner Bauer, und in den letzten Monaten war er alt und well geworden. Zwar war sein Haar noch voll und dicht, aber grau und steif war es, so daß es sich der Mühe nur widerwillig bequeme. Es schien den leichten Deckel heben zu wollen, und an den Schläfen und Ohren strebte es eigenfinnig in die Weite. Es war, zumal als er nach verrichteter Sache über die Granitplatten wieder hinabschritt, ein borstiges, widerstehliches Haar, ein Haar, das Wert darauf legte, auf einem ehrlichen Kopfe zu wachsen.

Garder hatte sein Bankgeschäft besorgt, der Auftrag der Frau Rant war ihm ganz entfallen, er hätte also nach Hause gehen können, aber er tat es nicht. Das Bankhaus hielt ihn, als sei es ein Magnet und als sei er eine Stednadel. Er mußte immer an das Stück Papier und an Rieses Namenszug denken, der darauf stand. Für sein Leben gern hätte er noch einmal in die Kontorfenster hineingesehen, ob das Papier wirklich im Fache liege und nicht vielleicht als verdächtig nachgeprüft werde.

Und immer zweifelhafter wurde ihm sein sittliches und juristisches Recht, Rieses Namen in der Weise zu gebrauchen. „Ja“, sagte sein Gewissen — „Du behauptest, Jochen Riese sei verpflichtet gewesen, seinen Namen zu schreiben. Das ist aber doch sehr fraglich. Und wenn auch — eine Fälschung, einen Betrug hast Du doch begangen. Denn Du sagst durch das Papier allen, durch deren Hände es geht, daß Riese die Unterschrift geschrieben hat. Und das ist nicht wahr! Du bist ein Fälscher und Betrüger! Eine andere Bezeichnung gibts nicht dafür.“

„So schlimm ist's doch nicht,“ redete er auf sein Gewissen ein. „Ich bin doch kein Verbrecher wie . . . wie . . . Peter Rant.“

„Ich sehe nur den Unterschied: bei Peter Rant handelte es sich um ebenso viele Hunderte wie bei Dir um Tausende“ — antwortete das Gewissen.

„Ach, hättest Du das vorher gesagt!“ seufzte Garder.

Diese Beschwerde hatte Berechtigung. Vor der Tat leistet unser böher Wille an moralischer Schönfärberei das Mögliche. Die Moralanschauung muß sich gefallen lassen, dem Interesse zu dienen, die glänzende Seite des Zielles wird grell beleuchtet, die fast zugreifende Hand wird empfohlen. Ueberall sieht man Eideshelfer für das eigene Recht. Die Warner schweigen oder

sind doch von dem Willen so eingeschüchtert, daß sie Eindringliches nicht leisten. Aber nach der Tat, wenn es zu spät ist, da fehlen die Eideshelfer, da werden die schüchternen Warner dreist, da werden sie herzlose und unerbittliche Ankläger.

Der alte Mann begann die Bank zu umkreisen. „Gäthe ich es nicht getan! O Katrien, meine gute Katrien!“ — Was sollte er beginnen? Sollte er vor die Kasse treten, den Wechsel wieder fordern und sich der Fälschung anklagen? Ach nein, das ging nicht! Den alten Wechsel konnte er nicht zurückgeben, den hatte er gleich zerrissen, man würde ihn verhaften. Jochen Riese würde Nachricht erhalten. Das alles war klar.

Garder ging und ging. Er wanderte ruhelos in den Strahlen umher, aber das schredliche Bankhaus, das den falschen Wechsel barg, behielt er im Auge. An der Hinterseite war es von Höfen und Häusern eingeschlossen, man mußte, wollte man darum herumgehen, durch einsame Gassen und Gäßchen. Das war für einen alten Mann mit abtreibendem ehrlichen Haar eine rechte Mühsal. Aber er unterzog sich dieser Mühsal, er mußte das große Gebäude mit dem roten Dach sehen, und wenn es einmal durch Giebel und Dächer, wie zum Beispiel in der Torstraße, verdeckt war, dann steigerte sich die Beklemmung bis zur Atemnot.

Die Torstraße ist schmal und feucht und übelriechend. Sie ist auf der einen Seite durch niedrige Häuser, auf der anderen Seite durch eine hohe Mauer begrenzt, deren regelrechte Fugen tägliche Augenweide für die Fenster der anderen Häuserzeile bilden. Garder kannte die Mauer, jeder kannte sie, sie sagte den Hof des Zuchthauses ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Walpurgisnacht.

Von Egon Kosta (Berlin).

Es gibt auch heute noch, im zwanzigsten Jahrhundert, vorstichtige Leute, die am Tage vor Walpurgis, vor Anbruch der Mitternachtsstunde, an der Schwelle ihrer Tür ein Kreuz mit Kreide himmeln. Man kann nie wissen, denken sich solche Leute, vielleicht ist doch etwas Wahres daran, daß die Hexen in der Walpurgisnacht ihren großen Ritt antreten, und nützt das Kreuzeszeichen nichts, so schadet es doch nichts.

In meiner Jugend, vor vierzig Jahren, da war es allgemein üblich, daß sich die Kinder am 1. Mai gegenseitig „belegten“. Sie brachten sich mit Kreide einen Strich hinterrücks bei, je größer, je besser. Ich weiß es, als ob's heute geschehen wäre, daß ich wirklich, als mir das zum ersten Male geschah, glaubte, es müsse eine Hege getan haben, so übernatürlich kam mir das vor. Erst als ich dann selbst andere „belegte“, ward es mir klar, daß es mit rechten Dingen zugeht. Vor vierzig Jahren konnte kaum ein Kind am 1. Mai über die Straße gehen, ohne einen Kreidestrich zu erwischen. Das war in Berlin so, wo ich die Jugend verlebte, wie anderswo in deutschen Landen.

Die heilige Walburg oder Walpurgis oder Walpurga, in deren Zeichen alle diese Hexenwunder geschehen, war übrigens alles andere eher als das, was man als eine Hege anzusehen pflegt. Sie kam mit ihren Brüdern Willibald und Wunnibald aus England, wo sie ums Jahr 700 geboren wurde, nach Deutschland, um hier für die Verbreitung des Christentums zu wirken. Wunnibald gründete das Kloster Heidenheim, dessen Leitung nach seinem frühen Tode die Schwester übernahm, und als Äbtissin dieses Klosters starb sie im gleichen Jahre wie ihr Bruder Wunnibald. Und während sie schon zu Lebzeiten merkwürdige Wunder vollbrachte, zeigte sich auch noch nach ihrem Tode ihre Gebeine als wunderwirkend; es floß ein heilkräftiges Öl aus ihnen, und um diese Gebeine würdig zu bestatten, ließ Willibald ein eigenes Kloster errichten. Vielleicht weil sie selbst eine so große Wundertäterin war und daher mit den Künsten der Zauberei und Hexerei sehr wohl bescheid gewußt haben muß, betrachtete man sie nach ihrer Heiligsprechung als Beschützerin von Zauberei und Hexenkünsten, und dies ist wohl die Ursache, daß man ihren Gedächtnistag, obwohl sie am 25. Februar gestorben sein soll, auf den 1. Mai verlegte, der einer der wichtigsten Feste des Heidentums war. Vielleicht auch war die Wirkung eine umgekehrte; vielleicht war der 1. Mai als Gedenktag der Walpurgis die Ursache, daß die Heilige als Beschützerin vor dem Unheil angesehen wurde, das dieser Tag nun einmal im Gefolge zu haben schien.

Solange der Hexenglaube in Deutschland existierte, — und es ist noch kein Jahrhundert her, daß ein armes Weib als letzte diesem Glauben zum Opfer fiel und als Hege verbrannt wurde; ja, der Hexenglaube ist heute noch leider nicht völlig beseitigt, — gilt die Walpurgisnacht, die Nacht zum 1. Mai, in welcher zur Heidenzeit in Deutschland ein großes Frühlingsfest gefeiert wurde, als die Nacht, in der der Teufel seine großen Hofstage hält und die Hexen, seine Helferinnen, zu sich zu Gast läßt.

Diese Hofstage des Teufels wurden, so ist der allgemeine Volksglaube, auf Bergen abgehalten, und wir haben in Deutschland

mehrere derartige Berge, auf denen in der Walpurgisnacht solche Hexenversammlungen stattfinden sollen. Vor allem ist es der Brocken im Harz, der als Wodsborg Verühmtheit in dieser Beziehung erlangt hat. Es mag hierzu die Tatsache beigetragen haben, daß auf dem Brocken noch lange Zeit, nachdem bereits das Christentum in dieser Gegend Eingang gefunden hatte, alle diejenigen Elemente, die am Heidentum festhielten, im Geheimen den alten heidnischen Göttern opferten, und daß hier namentlich am 1. Mai, als an dem höchsten Festtage des alten Glaubens, ein geheimnisvoller, von den christlichen Priestern als gotteslästerlich beschriebener Kultus stattfand. Andererseits mochte wohl auch die eigentümliche Lustererscheinung des Brockens, das sogenannte „Brockengespenst“, zu der Walpurgisnachtrolle dieses Berges beigetragen haben. Dieses Brockengespenst ist zwar weiter nichts als das bei niedrigem Stand der Sonne auf eine tiefer liegende Nebelwand geworfene kolossale Schattenbild des Beobachters, das nun zwar nicht von diesem, aber von anderen als gespenstische Erscheinung wohl angesehen worden sein kann.

Aber der Brocken oder Wodsborg steht keineswegs allein in dem Geruche, den Hexen in der Walpurgisnacht als Stellschwein zu dienen. Auch der Huh bei Halberstadt, der Rötterberg, unweit Norbei an der Weser, der Fichtelberg, der Zobten in Schlesien, der Heuberg in Schwaben, und noch andere deutsche Berge sollen in der Walpurgisnacht nicht ganz geheuer sein, weil die Hexen dort Versammlungen abhalten. In Ostpreußen, Süddeutschland, Tirol usw. gibt es solche Berge.

Auf Besen, Gabeln, Stöcken, Böden oder Hundsnarren reiten die Hexen auf dem kürzesten Wege, nämlich durch die Luftlinie, im schnellsten Fluge dem betreffenden Orte zu, um dort ihre alljährliche Generalversammlung abzuhalten und ihrem Oberhaupt, dem „Teufel“, zu huldigen, der dort in Wodsgestalt oder „Gewand Hof hält. Die Huldigung von seiten der Hexen geschieht zunächst durch einen Kuß, den jede Hexe dem Teufel an einer bei den Menschen nicht gerade für den Austausch von Liebesbeweisen üblichen Stelle gibt, und dann findet der große Ringeltanz um den Thron des „Teufels“ statt. Beim Morgengrauen verlassen die Hexen wieder die Versammlung im schnellsten Fluge, nicht aber ohne von ihrem Herrn und Meister noch allerlei Zauber mittel empfangen zu haben. Zauberpulver, Hexensalbe und dergleichen Dinge bringen sie sich mit, mit denen sie dann ihr Hexenwerk vollbringen.

Vielfach ist noch Brauch und Sitte mit dem Zauber und Hexensput der Walpurgisnacht verknüpft. In vielen Dörfern des nördlichen Deutschland legen Frauen und Mägde vor Beginn der Walpurgisnacht die Besen kreuzweise vor die Türe des Hauses; in vielen Orten geschieht dasselbe auch mit den Weilen und Sensen. Das Kreuz soll die Hexen abschrecken, wenn sie etwa auf ihrem Fluge durch die Luft in dem Hause Raft halten wollten, wobei sie dann leicht Schaden verursachen könnten.

Ganz besonders aber sucht man Felder und Vieh vor den Folgen des Hexenritzes und etwaiger Abstecher der Hexen zu beschützen. Dieser Schutz besteht in Kreuzen, die man durch Zweige um die Felder herumlegt usw. Dem Vieh gibt man allerlei Schutzmittel ins Futter oder hängt ebenfalls kreuzweise Zweige vor den Stall. Der verschiedenen Mittel gibt es in den verschiedenen Gegenden Deutschlands so zahlreiche, daß sie kaum alle hier aufgeführt werden könnten. Ihre große Anzahl aber ist ein Beweis dafür, wie fest eingewurzelt und wie allgemein verbreitet der Hexenaberglaube war. Aber auch sonst spielt der Walpurgis tag noch in Sitten und Gebräuchen der Deutschen vielfach eine Rolle. Sie schreiben sich von der Bedeutung des 1. Mai als heidnischen Frühlingsfest her.

Eine besondere Verühmtheit hatte der in Hessen, Westfalen und Rheinland besonders stark verbreitete Brauch des Mailehens oder der Maibrauttschaft. Die Sitte bestand darin, daß die jungen Leute des Dorfes in der Walpurgisnacht mit Gesang und Reitschengeknall nach einer Anhöhe vor das Dorf zogen, wo unter Scherzen und Spielen von den jungen Burschen die Bräute erwählt wurden. Das geschah, indem der Jüngling seine Auserwählte ergriff, mit ihr ums Maifeuer tanzte und dabei den Spruch sagte: „Heute zum Lehen, übers Jahr zur Ehe.“ In manchen Gegenden aber wurden die einzelnen Mädchen mit demselben Spruche vom Spielleiter regelrecht versteigert. Natürlich erstand bei dieser Versteigerung derjenige Bursche, der ein Auge auf eine Magd geworfen hatte, immer die Rechte, und wußte der Spielleiter, daß der reiche Peter die Liehe gerade wollte, so wurde der Preis in die Höhe getrieben. Das erlöste Geld wurde dann noch bei Spiel und Tanz im Wirtshaus in derselben Nacht vertrunken. Natürlich war es jedem Mädchen verstatet, den Meistbieter, dem sie zugeschlagen, abzulehnen. Tat sie das aber nicht, sondern war sie bereit, das Meistgebot anzuerkennen, so befestigte sie am Hute oder der Weste des Bieters einen Lehnstrau, und für beide Teile entstand dadurch die Verpflichtung, mit keinem anderen das Jahr hindurch zu tanzen oder zu gehen, und zumeist ward dann wirklich aus diesem Maipaar ein wirkliches Ehepaar.

Es erscheint nahezu zweifellos, daß diese Sitte altheidnischen Ursprunges ist, denn schon der Historiker des Altertums Herodot berichtet von einer ganz ähnlichen Sitte, die bei den Venetern der Brauch war. Er bezeichnet sie als die schönste Heirats sitte, die er kenne, und berichtet von dem allerdings sehr schönen und zweckmäßigen Nebenbrauch, daß von dem Gelde, das für die schönen und reichen Mädchen einging, die also am begehrtesten und beim Ausgebot am meisten einbrachten, die armen und hülflichen

ausgestattet wurden, damit diese ebenfalls begehrtesten erscheinen müßten.

In vielen Gegenden knüpft sich an diese Maibrauttschaft für die Jünglinge noch mancherlei Pflichten; sie müssen z. B. vor dem Fenster der Auserwählten einen Baum pflanzen. Doch ist hiermit nicht das ebenfalls in vielen Orten in der Walpurgisnacht vorgenommene Aufstellen des Maibaumes zu verwechseln, der den Mittelpunkt der Pfingstfeierlichkeit dann später bildet.

Auch zu allerlei Weissagungen gibt die Walpurgisnacht Anlaß. Abgesehen von der allgemeinen Weissagung, daß Kinder, die in dieser Nacht geboren werden, nicht sonderlich klug seien, dafür aber um so mehr Glück haben würden, gibt es auf der Insel Selt noch einen besonderen Aberglauben, den sich die Mädchen ausnützen. Sie schließen in ihrer Kammer vor dem Bett drei Häufchen Salz mit einem Fingerhut. Unter besonderen Zeremonien ist dies vor Beginn der Mitternachtsstunde zu tun. Ist am anderen Morgen eines der Häufchen zusammengefallen, so bekommt das Mädchen noch im selben Jahre einen Mann, sind zwei der Häufchen aber eingefallen, so verliert sie den Kranz ohne Mann, ist keines der Häufchen stehen geblieben, so stirbt die Maid noch im selben Jahre.

Doch derartige Gebräuche gibt es an allen irgendwie merkwürdigen Tagen des Jahres, und es wäre geradezu das größte Wunder der Nacht der Wunder, wenn sie hierbei ausgeschlossen wären.

Gebt Raum!

Gebt Raum! . . . Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Felder her und von der Schmiedens Graus
Und Hölle gluten bring' ich,

Aus Höhlen, wo ein Volk spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht' und Gruben steig' ich, und voll freier Kraft
Den Ruhm der Arbeit sing' ich.

Gebt Raum! . . . Aus Wäldern voll von Nestern und Gesang,
Aus Myrthenbüschen und aus dunklem Laubengang,
Aus üpp'ger Felder Wonne;
Aus blauen Bassern, drauf die zarte Möwe kreist,
Erheb' ich mich befrängt und sing' als Volkskind dreist
Ein Jubellied der Sonne.

Wer hemmt den raschen Strom im gügellosen Lauf,
Wer hält des Vogels Flug zum ros'gen Himmel auf,
Den Pfeil im Reich der Lüfte?
Ich bin der Strom, der schäumt, der Pfeil, der funkelnd schwirrt,
Ich bin die Schwalbe bald, die durch die Ferne irrt,
Die Eule bald der Gräfte.

Kunst, für dich kämpfe ich, Zukunft, ich harre dein,
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
Mir Herz und Geist durchglühten,
Wers' ich im Strahlenkleid der Dichtung, voller Glanz,
Der Erde und dem Himmel zu als Kranz
Von Blüten und von Blüten! . . .

Uda Regrt.
(Uebersetzt von Hedwig Zahn.)

Kleines feuilleton.

Maianaacht. Nicht wie ein Fest, das man feiern muß, wie es fällt, begehren wir den Weltfeiertag der Arbeit. Nicht wie einen der langen geistlichen Ruhetage, die der unersättliche Kulturräuber Kapitalismus uns gelassen hat. Nein, dies ist unser Fest, das wir uns selbst errungen, uns ertrotzt haben im Gegensatz zur kirchlichen und staatlichen Zwangsordnung. Unser ist der Tag, unser sind die Opfer, die wir seinetwegen bringen, unser die frohen Hoffnungen, die er in uns weckt, unser die Kampfesfreude, die er uns mitgibt in den wiederkehrenden Alltag . . .

Mögen die anderen Klassen ihre Feste für sich feiern, der Maifeiertag mit all seiner tiefen Bedeutung für Kultur und proletarischen Weltfrieden gehört dem Proletariat ganz allein. Mit Kühner Faust hat es Freie geschlagen in das große Zuchthaus des unentrinnbaren Zwanges, in das sein Zwingherr ihn einperrt. Mitten in dem Gewirr klassenfremder Gebote, Sitten und Anschauungen, in dem wir das ganze Jahr leben müssen, haben wir diesen einen Tag erobert, um ihn zu erfüllen mit unserem Geiste, unserem Frohsinn, unseren Ahnungen einer schöneren Welt, in der das Festverlangen der Masse erst zur vollen Wirklichkeit heranreifen wird.

Feste und Arbeit sind unter dem Fluche des Kapitalismus zu vollem Gegensatz auseinander geklafft. Das Fest, das eine Befreiung der Arbeit, ihr jauchzendes Ausklingen sein sollte, die Arbeit, die einst im Rhythmus des Festes und als freudige natürliche Betätigung erschien, sie sind unvereinbare Feinde geworden. Aber sie gehören z

fammen. Und sie werden sich wieder finden. Wenn die Arbeit wieder zur Freude wird, wenn sie harmonisch menschliche Kräfte zu Kulturzielen leitet, wenn sie keine Marter und Qual, kein Fronden im fremden Joch mehr ist, zu fremden und oft genug ihr feindlichen Zwecken, sondern das schönste und edelste Vorrecht des zum Selbstbewußtsein erwachten Erdenbürgers. Und dann wird auch die Kunst wahrhafte Kultur krönen, als freies Geschenk der freigewordenen Menschheit, als schmückende Blüte am Baume der Arbeit. Die Kunst ist heute verflaut wie die Arbeit, ihren wahren Aufgaben entfremdet, Luxus und Klasseninstrument geworden. Sie, die eine stolze Herrscherin, eine fruchtbare Bollenderin, die Festeskönigin sein sollte, ist zur Dummheit oder — zur Prostitution geworden. Die sich selbst wieder gegebene Arbeit wird erst den Dornröschen Schlaf der Kunst bannen und mit ihr im Grunde das Leben zu seinen Höhen führen.

Wir ahnen und erschauen sehnsüchtigen Auges am Tage des 1. Mai, innerlicher Entzückung voll, die Zukunft, die wir uns bauen in hartem Kampfe. Sie wird kommen und die Erfüllung bringen eines Lebens, in dem wieder janzehende Feste gefeiert werden, von einem ganzen, von den höchsten Menschheitszielen erfüllten Volke.

Wie William Morris, dem Verherrlicher der Arbeit, der Kunst und des zum Feste gewordenen Lebens ergeht es uns heute. Wir schauen am heutigen Tage eine andere Welt, die noch nicht da ist. Aber ein Abglanz ihrer Schönheit bleibt uns davon und es ist, als ob eine Stimme zu uns spräche wie zu Morris, als er von seiner Reise nach „Nirgendwo“ zurückkehrt:

„Gehe zurück, Du hast uns nun gesehen und Deine ähneren Augen haben gelernt, daß trotz aller unsehlbaren Lehrsätze Deiner Tage doch noch eine Zeit des Glüdes für die Welt in Aussicht ist — eine Zeit die kommen wird, wenn es nur noch Menschen und keine Herren und Knechte mehr gibt — nicht früher. Gehe deshalb zurück, und so lange Du lebst, ringe mit all Deiner Kraft für die Gleichheit der Menschen, und schichte Stein auf Stein zu dem großen Bau der Genossenschaft des Friedens und des Glüdes.“

Verkehrswesen.

Die Mont. Blanc-Bahn. Es wird nicht lange mehr dauern, und die Touristen werden in der Lage sein, sich auf einer beliebigen Station eine Fahrkarte zum Gipfel des Mont Blanc zu lösen. Die französischen Ingenieure, die mit dem Bau der Bahn betraut sind, haben den Schienenweg bereits bis zum Mont Lachat (7000 Fuß), das heißt fast bis zur halben Höhe fertiggestellt, und sobald das rollende Material beschafft und eine Anzahl Stationen fertig gebaut sein wird, soll der erste Teil der Mont Blanc-Bahn dem Publikum eröffnet werden. Die weiteren Stationen werden sein: Rognes 8135, Tête Rousse 10550, Aiguille du Goäter 12000 und Dame du Goäter 13475 Fuß. Bis zu einer Höhe von 8220 Fuß, etwas über die Hälfte der ganzen Strecke, wird die Eisenbahn völlig frei liegen und eine Reihe prächtiger Alpenlandschaften mit Gletschern, Schneefeldern und jähem Abgründen wird während der Fahrt an den Augen der Reisenden vorübergleiten. Von dieser Höhe bis zu 11900 Fuß werden die Büge durch eine Gallerie fahren, die durch den Bergabhang gebohrt ist, jedoch häufig Öffnungen in dem Felsen hat. Von da ab wird bis zum Gipfel, zu einer 3000 Fuß höheren Höhe, ein Tunnel gebohrt werden, da nur so die Linie vor den Lawinen, die in dieser Gegend häufig niederfallen, geschützt werden kann. Der letzte Teil der Strecke bietet die größten Schwierigkeiten, und es wird Jahre dauern, ehe er vollendet werden kann; aber für die Zwischenzeit wird von dem Gipfel der Aiguille du Goäter bis zur Spitze des Mont Blanc ein Fußweg angelegt werden, der die Touristen in den Stand setzen wird, das „Dach Europas“ mit Hilfe von Schlitten oder zu Fuß ohne Gefahren oder allzugroße Strapazen zu erreichen. Die Mont Blanc-Bahn wird nach dem Strub-Zahnradsystem erbaut, das auf der Jungfrau und anderen Bergbahnen in der Schweiz sich so gut bewährt. Als Zugkraft wird die Elektrizität benutzt, deren Kosten, nachdem die Kraftstationen einmal angelegt sind, minimal sein werden, da sie von den zahlreichen Wasserfällen und Bergströmen in der Nähe bezogen werden kann. Die größte Steigung wird nicht über 1:5 sein; diese wird eine Schnelligkeit von 6—8 Kilometern in der Stunde erlauben, wobei die Passagiere den Uebergang in höhere Luftschichten ohne Gefahren ertragen können; außerdem werden sie ja an den verschiedenen Stationen während der Fahrt Halt machen können. Jede Station wird auch mit Sauerstoffbehältern für die an der Bergkrankheit Leidenden ausgerüstet sein. Es sollen täglich 12 Büge zum Gipfel des Mont Blanc fahren, und der Preis einer Rückfahrkarte wird 40 Frs. betragen. Sollte die Elektrizität einmal versagen, so werden mächtige Lokomotiven zur Aushilfe bereit stehen. Die Kosten der neuen Bergbahn werden, wie der Genfer Korrespondent des „Standard“ berichtet, bis zur Aiguille du Goäter 100 Millionen Mark und für den letzten Teil der Strecke 40 Millionen Mark betragen.

Astronomisches.

Eine sonderbare Welt. Zu den hellsten Fixsternen des nördlichen Himmels und gleichzeitig zu den wunderbarsten Weltsystemen, deren Verhältnisse das menschliche Auge bisher beobachtet und der menschliche Scharfsinn berechnet hat, gehört der Stern Rastor, der mit seinem Zwillingbruder Bolluz jedem, auch nur oberflächlichen Kenner des Firmaments vertraut ist. Der Rastor ist für den Astronomen überhaupt kein Stern, sondern ein

System von 4 Himmelskörpern, die in ihrer Stellung und in ihren Bewegungen an einander gebunden sind. Doppelsterne gibt es zu Tausenden im Weltall, mehrfache Systeme sind dagegen nach der bisherigen Kenntnis viel seltener. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß bei den Fixsternen wegen ihrer weiten Entfernung eben nur die selbstleuchtenden Körper, also die eigentlichen Sonnen, nicht aber ihre Planeten oder sonstigen Trabanten, sichtbar sind. Der Rastor besteht also aus vier Sonnen oder gewissermaßen aus zwei Doppelsternen, deren Bewegungen jetzt mit möglicher Genauigkeit auf spektroskopischem Wege von Dr. Curtiz an der Lid-Sternwarte gemessen worden sind. Für den einen Doppelstern hat sich eine Umlaufzeit von fast 3 Millionen Tagen, für den anderen eine solche von mehr als 9 Millionen Tagen ergeben. Die Masse der einzelnen Himmelskörper dieses Systems haben sich bisher immerhin noch nicht bestimmen lassen. Man kann sich wohl einen Begriff von den ungeheuren Ausmaßen jener Sonnen machen, wenn man hört, daß die halben Größenachsen der Bahnen, in denen sich die zweiseitigen Doppelsterne bewegen, in einem Fall auf 1435 000, im anderen auf 1667 000 Kilometer bestimmt worden sind. Allerdings bezeichnen kritische Astronomen auch diese Ziffern noch als reine Hypothesen.

Aus der Vorzeit.

Wie die prähistorischen Völker zum Salzgenuß standen, darüber können wir — so lesen wir in „Globus“ — nur Mutmaßungen haben. Da wir noch heute Völker kennen, die dieses nötigen Gewürzes entbehren, z. B. malaiische Stämme, andere aber es leicht durch Abdampfen von Salzwasser erlangen oder als natürliche Bodenauscheidung gewinnen, so darf man wohl auch schließen, daß bei den prähistorischen Völkern Salzgenuß wenigstens teilweise bekannt war. Prähistorische Einrichtungen zum Salzieden hat man zum Beispiel in dem sogenannten Briquetage bei Vie in Deutsch-Lothringen in ausgedehnter Maße nachgewiesen, übereinander geschichtete Tonzylinder, die ein Gradierwerk darstellen; sie gehören der Hallstattzeit an. Nach D. Schrader, dem sprachliche Gesichtspunkte maßgebend sind, lernten die Indogermanen das Salz erst am Schwarzen Meere kennen. In seiner prächtigen Schrift „Das Salz“ (Berlin 1873) hat V. Hehn den Versuch gemacht, nachzuweisen, daß die Indogermanen vor ihrer Trennung nur Viehzucht trieben und kein Salz kannten. Vensey trat mit Erfolg beiden entgegen. Die Benutzung des Salzes fällt, wie das Aufkommen des Ackerbaues, vor alle geschichtliche Kunde. Ueber die Methoden aber, welche in den Vorzeiten zur Gewinnung angewendet wurden, erfahren wir bei diesen Autoren, abgesehen davon, wo noch sprachliche oder schriftliche Quellen benutzt werden, wenig oder nur Oberflächliches. Da müssen wir schon auf die Naturvölker zurückgreifen und von ihnen lernen; doch zusammenhängend ist darüber noch nicht viel gesagt. Manches hat Beschel (Völkertunde) zusammengetragen.

Jetzt erhalten wir einen recht belangreichen Bericht von Bushnell über die primitive Salzbereitung bei den Indianern des Mississippi-tales aus der Zeit vor der Entdeckung. Am Einflusse des Missouri in jenen Strom, wo Salzquellen zu Tage treten, hat er Ausgrabungen vorgenommen, die ihn, etwa 80 Zentimeter unter der Oberfläche, auf dem Urboden eine weite Fläche entblößen ließen mit zahlreichen alten Feuerlöchern und den gut erhaltenen tönernen Salzpfannen. Indessen die Abdampfung erfolgte keineswegs über freiem Feuer, sondern in den Feuerlöchern wurden erst Steine erhitzt und diese dann in die mit dem Salzwasser aus den Quellen gefüllten Gefäße geworfen, das so zum Kochen und Verdampfen gebracht wurde, bis das Salz zurückblieb. Diese Indianer waren also sogenannte Steinlöcher, die es ja heute in Nordwestamerika noch gibt, wo sie selbst in dicht geflochtenen Körben auf diese Art noch kochen; eine Methode, die einst weit verbreitet war und von der wir selbst bei den Vasken noch Spuren finden.

Hygienisches.

Koffeinloser Kaffee. Vor einiger Zeit tauchte die Nachricht auf, daß es Kaffeebohnen gäbe, die kein Koffein enthielten. Das hat insofern eine große Bedeutung, weil man weiß, welche Schädigungen das Koffein auf das Nervensystem ausübt, kommen doch bei dem arabischen Kaffee 10—15 Gramm Koffein auf ein Kilo. Der erstere Kaffee wurde bis jetzt, wie wir dem „Lancet“ entnehmen, nach Vertram als Coffea Mauretiana in Guinea, einem französischen Gebiete angebaut und enthielt nicht mehr als 0,7 Gramm Koffein auf 1 Kilo Bohnen. Trillich, ein Münchener Chemiker, stellte in der „Zeitschrift für öffentliche Chemie“ fest, daß es auf der Insel Bourbon einen anderen Kaffee mit tränenförmigen Bohnen gibt, welcher dort wild wächst und von den Eingeborenen nicht exportiert wird, er heißt Maronenkaffee. Beim Rösten verhält er sich wie gewöhnlicher Kaffee, hat das Aroma eines solchen, unterscheidet sich aber insofern durch den Geschmack, als dieser etwas strenger als bei dem gewöhnlichen Kaffee ist. Jedenfalls steht fest, daß er kein Koffein enthält. Die Insel Bourbon, die gewöhnlich Réunion genannt wird, ist eine französische Besitzung im indischen Ozean, ungefähr 480 Meilen östlich von Madagaskar.